Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 31 (1979)

Heft: 15

Artikel: Fernsehen : Einsteck-Droge im Wohnzimmer?

Autor: Jaeggi, Urs

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-933279

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fernsehen – Einsteck-Droge im Wohnzimmer?

Im Buch «The Plug-In Drug» – zu übersetzen etwa mit «Die Einsteck-Droge» – hat die fernsehgeschädigte amerikanische Gesellschaft ein Allerwelts-Heilmittel gefunden: Zur Genesung von der Fernsehsucht und einigen andern damit in Zusammenhang gebrachten Uebeln rät die Autorin Marie Winn, den TV-Apparat aus dem Wohnzimmer und aus dem Familienleben zu verbannen. Abschalten! Die Devise scheint auch in der alten Welt auf wache Ohren zu stossen. In der Bundesrepublik Deutschland, wo das Buch unter dem Titel «Die Droge im Wohnzimmer» herausgekommen ist, hat sofort eine lebhafte Diskussion eingesetzt. Es lohnt sich in der Tat, sich mit Marie Winns Überlegungen auseinanderzusetzen, auch wenn man ihren Ansichten nur bedingt zu folgen bereit ist. Das Buch – keine wissenschaftlich-empirische Arbeit, sondern eher eine Sammlung von persönlichen Erfahrungen und Gedanken zum Thema Fernsehen – verdient schon deshalb kritische Leser, weil es sich grundsätzlich mit dem Fernsehkonsum der Kinder auseinandersetzt und dabei die Ergebnisse einer seit langem an Ort tretenden Wirkungsforschung in Frage stellt.*

Der Irrtum, nach Inhalten zu fragen

Fernsehen, so behauptet Marie Winn, schadet den Kindern. Es macht sie geistig und seelisch stumpf und hindert sie daran, selber aktiv zu werden, ja, es macht sie recht eigentlich süchtig. Wie in einem Trance-Zustand sitzen die Kinder vor dem Apparat und stieren auf die Bilder, die vor ihnen ablaufen. Verbietet man ihnen das Fernsehen, bekommen sie Entzugserscheinungen. Wohl nicht zuletzt deswegen betitelt die Autorin ihr Buch «Die Droge im Wohnzimmer». Für Marie Winn gibt es nur einen Weg, die Kinder – und übrigens auch die Erwachsenen – von der Fernsehsucht zu befreien: abschalten! Der rigorosen Massnahme, den Fernsehkonsum ganz einzustellen, liegt eine These zugrunde, die Marie Winn in ihrem Buch noch und noch wiederholt und zum zentralen Punkt ihrer Ueberlegungen macht: Es kommt nicht darauf an, *was* man sieht. Nicht so sehr die Inhalte prägen das Verhalten des Fernsehzuschauers, meint die Autorin, sondern das Fernseherlebnis schlechthin. So wird denn auch der Vorwurf erhoben, Sozialwissenschaftler und Forschungsbeauftragte hätten Experimente «von byzantinischer Komplexität und Raffinesse» entworfen, um herauszufinden, ob Gewaltdarstellungen auf dem Bildschirm die kindlichen Zuschauer zu aggressiverem Verhalten veranlassen oder ob umgekehrt beispielhafte Programme in einer bestimmten Weise dazu geeignet seien, Kinder zu «sozialem» Verhalten zu erziehen. Wie sich allerdings das Fernseherlebnis in seiner Gesamtheit auf das Kind auswirkt, sei bis jetzt kaum untersucht worden.
Diese These hat etwas Bestechendes an sich, und sie gewinnt eine gewisse Wahrheit aus der Tatsache, dass sich die Wirkungsforschung tatsächlich auf mögliche Veränderungen der Verhaltensweisen durch die über den Bildschirm vermittelten Inhalte beschränkt. Ueberdies sind die Aussagen solcher Forschungsergebnisse derart widersprüchlich, dass sie kaum als relevant betrachtet werden können. Meinung steht gegen Meinung, These gegen These. Zurück bleibt eine allgemeine Verunsicherung wie auch ein faktischer Freibrief für die Fernsehanstalten, weiterhin tun und lassen zu können, was ihnen behagt. Untersuchungen über allfällige Veränderungen

* Marie Winn: «Die Droge im Wohnzimmer», 320 Seiten, erschienen bei Rowohlt, Reinbeck bei Hamburg, Fr. 22.–

der Lebensformen durch die Existenz des Fernsehens dagegen fehlen weitgehend, obschon beispielsweise ungleich leichter nachzuweisen wäre, dass die Verlegung der Tagesschau im Fernsehen DRS von 20.00 auf 19.30 Uhr schwerwiegende Eingriffe in die Lebensgewohnheiten zur Folge haben kann: Vorverlegung des Abendessens und Einschränkung der Zeit zwischen Arbeitsschluss und Fernsehbeginn (der sich etwa auch dahin auswirken kann, dass weniger Zeit für die Beschäftigung der Eltern mit den Kindern zur Verfügung steht) stellen nur zwei Möglichkeiten einschneidender Veränderungen der Lebensgewohnheiten dar.

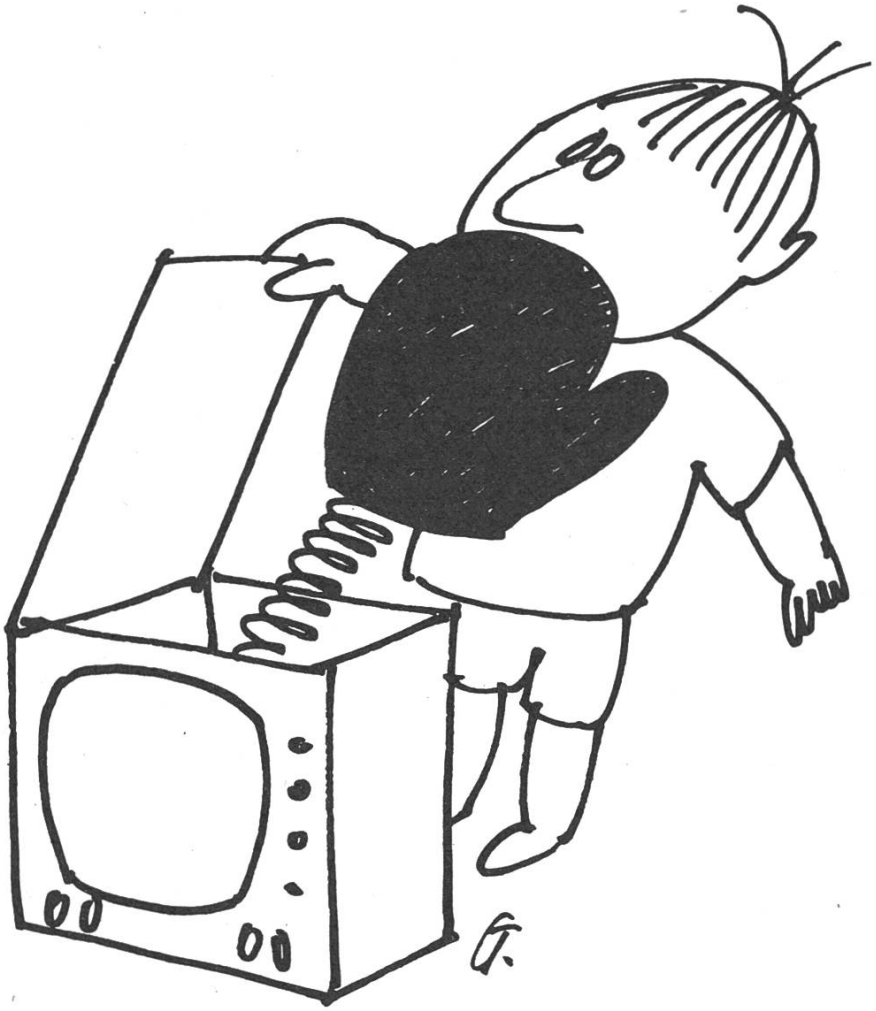
«Amerikanische Verhältnisse»

Relativiert wird die These durch den Umstand, dass sich das Buch auf amerikanische Fernseh-Verhältnisse beruft: angefangen beim 24-Stunden-Programm bis zum Faktum, dass in den Vereinigten Staaten – im Gegensatz zu hiesigen Verhältnissen – die Vorschulkinder die stärkste TV-Konsumentengruppe bilden und in der Woche im Schnitt 32 bis 54 Stunden vor dem Bildschirm verbringen. Zwar erklären sich daraus die Bedeutung des Buches für die USA wie auch Marie Winns anschauliche und gleichzeitig erschütternde Schilderung fernsehsüchtiger Kinder, die einen grossen Teil ihrer Zeit in tranceartigem Zustand vor der Röhre verbringen und dabei die wesentlichsten Erlebnisse der Kindheit verpassen. Die Notwendigkeit, das Fernseherlebnis als solches zu untersuchen und seinen möglichen Einfluss auf unsere Lebensgewohnheiten abzuklären, ergibt sich aber daraus nicht zwingend: denn noch gibt es hierzulande keine «amerikanischen Verhältnisse». Das unentwegte Schielen der Fernsehmacher nach erfolgreichen Einschaltquoten, der feststellbare Qualitätsrückgang und Niveauverlust, die immer stärkere Abhängigkeit des Programms von der Werbung – Fakten, die von der Fernsehseite zwar immer wieder bestritten werden, sich aber beweisen lassen – müssten aber als Warnzeichen verstanden werden. In diesem Sinne gilt die Forderung nach einer Fernseh-Wirkungsforschung, die nicht allein auf eine Seite hin ausgerichtet ist, zweifelsohne auch für uns.
Es kommt nicht darauf an, *was* man sieht: Die Rigorosität, mit der Marie Winn diese These vertritt, nährt sich an den «amerikanischen Zuständen». Die totale Verkommerzialisierung des Fernsehens – die Programme der grossen Networks wie der kleinen lokalen Gesellschaften werden ausschliesslich aus der Werbung finanziert, die zu jeder passenden und unpassenden Zeit in die Sendungen eingebaut wird – und der Zwang zur Sendebereitschaft rund um die Uhr haben zu einem unvorstellbaren Qualitätszerfall geführt. Das Niveau der meisten Sendungen ist für den europäischen Fernsehzuschauer indiskutabel, auch für jenen, der keine gehobenen Ansprüche stellt. Das gilt insbesondere auch für Kindersendungen, die wiederum mit Werbung, die sich direkt an die Kinder wendet, finanziert werden. Die wenigen interessanten Sendungen – zu ihnen gehören beispielsweise die Nachrichtensendungen verschiedener Fernsehanstalten, bestimmte Dokumentar- und Spielfilme wie auch einige Serien – gehen in der Flut des Gesamtangebotes unter oder werden durch die ununterbrochenen Einblendungen von «commercials» (Werbespots) in ihrer Wirkung zerstört.
Es ist mehr als nur verständlich, dass sich unter diesen Umständen eine resignierende Haltung breit macht, die sich auch dahin äussert, den Inhalten keine Bedeutung mehr beizumessen. Marie Winn reisst damit Marshall McLuhans Theorie, wonach das Medium die Botschaft ist, aus ihrem globalen Zusammenhang heraus und wendet sie auf den individuellen Bereich an. Dahinter ist zumindest ein Fragezeichen zu setzen: Wer weiterhin glaubt, dass durch ein Medium vermittelte Inhalte – wenn immer sie unter dem Aspekt einer moralisch-ethischen, einer künstlerischen oder einer sozialen Verantwortung erarbeitet werden – sich auf das Dasein des Individuums prägend auswirken, wird den (unbelegten) Behauptungen der Buchautorin nur bedingt folgen können. Inhalte spielen nach wie vor eine Rolle, wobei diese durch das Umfeld, in dem sie angeboten werden, zweifellos in ihrer Wirkung beeinflusst wer-

den. Das bedeutet, dass die Bemühungen um sinnvolle Kinder- und Jugendprogramme am Fernsehen keineswegs umsonst sind und auch nicht nur zur Beruhigung des schlechten Gewissens dienen, wie Marie Winn behauptet. Andererseits erfüllen diese Sendungen ihren Zweck nur dann, wenn ihnen ein entsprechender Rahmen gegeben wird. Wo sie zum Beispiel im Umfeld von Werbung und wirklichkeitsverzerrenden TV-Serien ausgestrahlt werden, verfehlen sie ihren Zweck.

Die Sündenbock-Theorie

Obschon es nicht beweisbar ist, wie sie selber zugibt, neigt Marie Winns zur Ansicht, dass das Fernsehen die unmittelbare Ursache für einige schwerwiegende Gegenwartsprobleme darstellt, welche uns heute beschäftigen. Zwischen dem Ansteigen der Zahl von Verhaftungen Jugendlicher, die schwere Gewaltverbrechen begangen haben, um 1600 Prozent in der Zeitspanne von 1952 bis 1972 und dem Siegeszug der Television in eben jener Zeit sieht sie einen direkten Zusammenhang. Ihrer Theorie treu bleibend, führt sie das erschreckende Ansteigen der Jugendkriminalität nicht etwa auf den gesteigerten Konsum von Gewaltdarstellungen zurück, sondern auf den Fernsehkonsum schlechthin, der zu einer Abstumpfung der Sensibilität gegenüber realen Begebenheiten und somit zu einer Trübung des Realitätssinnes führe. Das Problem der emotional gestörten Kinder, die Gewaltverbrechen offensichtlich ohne normale Empfindungen wie Schuldgefühle oder Reue begehen, sei nicht, «dass sie durch die Gewaltszenen im Fernsehen lernen, wie man Gewalttaten begeht – obwohl auch das manchmal der Fall sein mag –, sondern dass sie durch das Fernsehen konditioniert werden, mit Menschen ihrer Umgebung umzugehen, als ob es sich um Figuren auf dem Bildschirm handle. Deshalb sind sie auch imstande, sie mit einem Messer oder einem Revolver oder einer Kette ganz einfach ‹auszuschalten›, mit ebensowenig Reue, wie sie ein Fernsehgerät abschalten».
Zeitlich zusammen fallen auch die massenhafte Verbreitung der Television und der Drogenkonsum. Zwischen 1964 und 1968 – in dieser Zeit wächst in den Vereinigten Staaten eben die erste Fernsehgeneration heran – verdoppelte sich der Prozentsatz Jugendlicher zwischen 10 und 18 Jahren, die wegen Drogenkonsums verhaftet wurden. In ihrer «Beweisführung» stützt sich die Autorin auf Erlebnisschilderungen wie etwa die folgende ab, um den Zusammenhang zwischen Fernsehen und Drogenkonsum zu erklären: «Unter seinem Einfluss (Marihuana) ... nimmt die Wahrnehmung und die Aufnahmefähigkeit zu, ohne dass man irgend etwas sagen muss. Es ist möglich, die eigene psychologische Struktur zu erfassen ... und das erste, was man lernt, ist, dass man keine Werturteile mehr über das, was wirklich und nicht wirklich ist, fällen kann. Genau wie beim Fernsehen.»
Neben der zunehmenden Jugendkriminalität und dem steigenden Drogenkonsum trägt nach Marie Winns das Fernsehen auch noch die Schuld an den immer schlechter werdenden Prüfungsergebnissen an Universitäten und Colleges sowie am Zerfall der moralischen Wertvorstellungen der Amerikaner schlechthin. Dabei lässt die Autorin geflissentlich ausser acht, dass es in der Epoche des vermeintlichen oder wirklichen Niedergangs gesellschaftlicher Normen noch ein paar andere Ereignisse gab, welche die Verhaltensweisen prägten: Zu denken wäre da etwa an die Hochkonjunktur mit ihrem menschlichen und sozialen Desengagement; die Studentenunruhen, die in eine eigentliche Jugendrevolte mündeten, als Reaktion darauf; das amerikanische Engagement in Korea und Vietnam, das auf immer grösseren Widerstand stiess; die Rassenunruhen usw. Der Verdacht steigt auf, dass Marie Winn mehr ein Bild der Hilflosigkeit gegenüber dem Phänomen einer sich immer mehr auflösenden Gesellschaftsordnung entwirft, als dass sie sich wirklich mit dem Fernsehen und seinen Folgen auseinandersetzt. Die Frage jedenfalls muss gestellt werden, ob das Fernsehen, wie es in den Vereinigten Staaten gehandhabt wird, nicht vielmehr Ausdruck einer durch die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Umstände geprägten Situation der Verunsicherung ist. Beim Film jedenfalls lässt sich über jetzt bald



90 Jahre nachweisen, dass er in sehr direkter Weise die Umstände spiegelt, in denen er entsteht – gerade auch in seinen trivialen Formen.

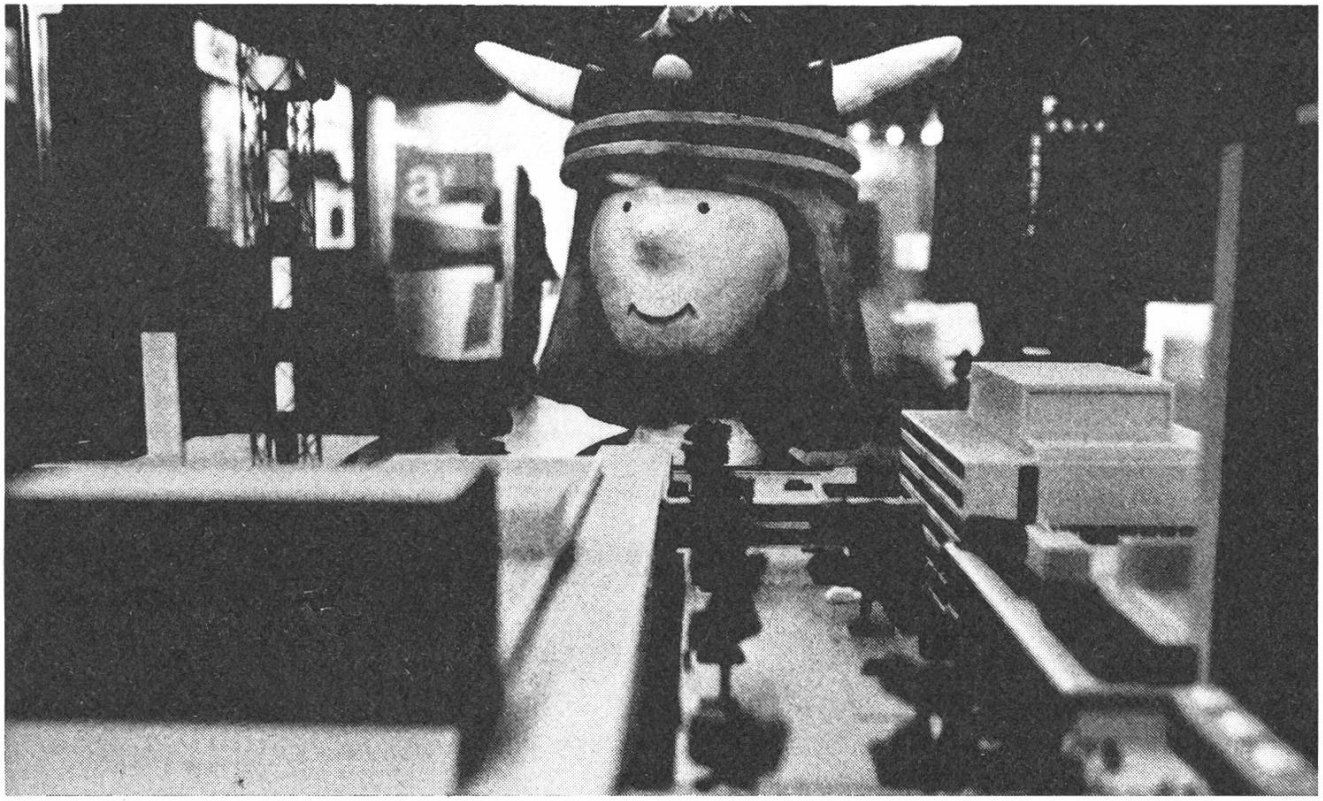
Unvernunft im Umgang mit dem Fernsehen

Anregend und aufschlussreich ist das Buch dort, wo es sich nicht in vagen Vermutungen und unbelegten Behauptungen erschöpft, sondern auf nachweisbare Fakten eingeht. Dass Eltern mit dem Medium unvernünftig umgehen, zum Teil selber unkontrolliert fernsehen und in der Folge natürlicherweise alle Autorität und Glaubwürdigkeit gegenüber ihren Kindern im Bereich des Fernsehgebrauchs verlieren, hat man allerdings schon vor dem Erscheinen von «The Plug-In Drug» gewusst. Wenn es bei uns vorläufig – und der Finanzmiseren der Fernsehanstalten wegen wahrscheinlich auch in Zukunft – nicht möglich ist, dass sich Kinder bereits um sieben Uhr morgens ihre Programme auswählen, so ist der Fernseh-Missbrauch doch auch hierzulande ein ernstzunehmendes Problem. Wie in den Vereinigten Staaten wird auch hier das Gerät mehr und mehr als Babysitter eingesetzt, um den Eltern geruhsame Stunden zu ermöglichen. Da hat denn die Bemerkung Marie Winns, früher hätte man den Kindern unvernünftigerweise Mittel mit Laudanum, Kokain oder Gin eingeflösst, um sie in ihrem Tatendrang ein wenig zu dämpfen, heute aber setze man sie einfach vor das Fernsehen, schon ihre Berechtigung. Gerade auf kleinere Kinder üben die bewegten Bilder der Television noch immer eine ungeheure Faszination aus, und die Gefahr ist tatsächlich gross, dass Fernsehen von Eltern als Beschäftigungstherapie, aber auch als Mittel zur Belohnung oder Bestrafung eingesetzt wird.

Das verhältnismässig kleine, zu kleine Angebot an Spezialsendungen für Kinder hat überdies zur Folge, dass diese viele TV-Beiträge sehen, die gar nicht für sie bestimmt sind.
Die schlimmste Folge übermässigen, nichtselektiven Fernsehgenusses ist zweifellos der Verlust der Beziehung zur Realität. Er hat zumindest in Europa, wo der Fernsehkonsum aus programmtechnischen Gründen gar nie amerikanische Spitzen erreichen kann, sehr viel mit den dargebotenen Inhalten zu tun. Allein die Tatsache, dass sich die Verantwortlichen für Kinder- und Jugendsendungen beim Fernsehen DRS dazu entschlossen haben, sogenannte *Desillusionierungsprogramme* zu produzieren, ist Hinweis auf den wirklichkeitsfremden Charakter eines nicht unwesentlichen Teils des Programmangebotes. Für das Kind bedeutet dies eine doppelte Belastung: Kann es einerseits die Inhalte wegen seines erst rudimentären Erfahrungsschates gar nicht auf ihre Richtigkeit hin kontrollieren – was übrigens auch vielen Erwachsenen passiert –, erliegt es andererseits einer formal bedingten Illusion der Wirklichkeit, die etwas vereinfachend auf die Formel *«Was ich sehe, ist wirklich»* zu bringen ist. Die Diskrepanz zwischen Realität und Wirklichkeitsillusion heben Kinder nicht selten dadurch auf, dass sie in zwei Realitäten leben: in der realen, die durch ihr Dasein im Familienverband, in Kindergarten und Schule sowie mit ihren Kameraden bestimmt ist, und in jener des Fernsehens. Vermengung und Trennung der beiden Realitätsebenen stürzen Kinder oft in keineswegs leichte Konfliktsituationen.
Tatsache ist auch – und hier ist Marie Winn unbedingt beizupflichten –, dass das Fernsehen keineswegs nur dem Kind, aber diesem vielleicht besonders stark die Illusion von Aktivität vermittelt, während es in Wirklichkeit passiv dasitzt. Übermässiger Fernsehkonsum führt zu einer Vernachlässigung der eigenen Aktivitäten, was sich beispielsweise in einer Verkümmerung des Spieltriebes und der Phantasie äussern kann. Dem etwa versucht die Kindersendung *«Das Spielhaus»* des Fernsehens DRS, welche ihr Vorbild in der «Playschool» der British Broadcasting Corporation (BBC) hat, entgegenzuwirken. Sie fordert die kleinen Zuschauer fortwährend zur eigenen Aktivität schon während der Sendung auf. Was sie nur ungenügend zu vermitteln mag, ist die Anregung zur Ergreifung eigener Initiative. Damit ist das Fernsehen wohl schlechthin überfordert.

Büchersprache – Bildersprache

Gelegentlich angeführte positive Seiten des Fernsehens wie zum Beispiel Wissensvermittlung, Erfahrungserweiterung oder Lernfortschritte bei Kindern negiert Marie Winn kategorisch. Sie stützt sich dabei auf die Meinung, beim Fernsehen handle es sich um ein nonverbales Kommunikationsmittel, um dann den Fernsehkonsum gegen das Lesen auszuspielen. «Ist lesen für das menschliche Wesen notwendig?», wird da gefragt und sofort geantwortet, dass Lesen unsere Entwicklung nicht nur fördere, sondern erst möglich mache. Wer schreiben lernen will, muss nach Marie Winn lesen, denn geschrieben wird in der «Büchersprache». Die nachlassende Schreibfähigkeit junger Amerikaner bis hin zur Universitätsstufe ist ihr Beweis genug für die verhehrende Wirkung des Fernsehens, das nur über die nonverbale Ebene wirke und deshalb wirkliche Bildung nicht vermitteln könne.
Das Durcheinander, das Marie Winn hier anrichtet, und ihre Unfähigkeit verschiedene Fakten auseinanderzuhalten, wirft ein weiteres Schlaglicht auf die Zwiespältigkeit dieses Buches, das sich um keinerlei gesicherte Erkenntnisse der Kommunikationsforschung kümmert.
– Klar ist, dass kleine Kinder, die der Sprache noch nicht mächtig sind, dem Fernsehen nur auf seiner nonverbalen, bildlichen Ebene zu folgen vermögen. Je ausdrucksstärker die Bilder sind und je mehr sie den Erfahrungsbereich des Kindes tangieren, umso mehr wird es von der Sendung verstehen. Das ist mithin ein Grund, weshalb kleine Kinder so gut auf Werbespots ansprechen, falls diese an vertrauten Handlungsorten (Küche, Wohn- oder Kinderzimmer, Treppenhaus) spielen und vertraute



Desillusionierungsprogramme sollen mithelfen, Kinder zu kritischen Fernsehzuschauern zu machen.

Handlungen zeigen (kochen, putzen, Waschmaschine in Betrieb setzen). Es ist klar, dass ein Kind in diesem Stadium, in dem es sein ganzes Wissen darauf verwenden muss, der Sendung zu *folgen,* kaum Lernfortschritte erzielt. Sendungen, die es hoffnungslos überfordern, rufen bei ihm möglicherweise jenen Zustand der Trance hervor, den die Autorin immer wieder beschreibt.

– Nicht minder klar ist, dass der in Bildung begriffene und der erwachsene Mensch eine Sendung vorwiegend über die verbale Ebene rezipiert, die das Fernsehen ja fast ausnahmslos auch hat. Die Bilder dienen vorwiegend der Illustration, der Unterstützung der verbalen Kommunikation. Klaffen die Wort- und die Bildebene auseinander, vermag der Zuschauer in den meisten Fällen nur der einen zu folgen. Die Erfahrung hat gezeigt, dass sich fast alle Zuschauer für die verbale Ebene entschliessen, weil sie in dieser mehr als in der Bildbetrachtung und -deutung geschult sind. (Nahezu unsere ganze Ausbildung erfolgt ja auf verbaler Ebene mit Hilfe eben der «Büchersprache».)

– Fest steht, dass die nonverbale Kommunikation für die Entwicklung des Menschen von nicht geringerer Bedeutung ist als die verbale. Einen grossen Teil seiner Empfindungen drückt er nonverbal aus (lachen, erröten, Drohgebärden). Bereits beruht das gesellschaftliche Zusammenleben in nicht geringem Masse auf nonverbaler Kommunikation (Verkehrsleitung durch Signale, Ampeln oder Handzeichen, Piktogramme auf Flughäfen und Bahnhöfen).

– Neben der «Büchersprache» gibt es auch eine «Bildersprache». Sie ist vermutlich älter. Man findet Bildergeschichten in einstmals bewohnten Höhlen, in den Tempeln der Inkas, in den Pyramiden der Ägypter. Bilder sind nicht immer allein zum Nennwert zu nehmen. Oft stellen sie Symbole für gewisse Zustände, Situationen dar. Sie zu lesen und zu deuten, erfordert einen ähnlichen geistigen Hintergrund wie das Lesen und Begreifen eines anspruchsvollen Textes in der «Büchersprache». Naturvölker, zum Beispiel die Indianer Nordamerikas, haben diese symbolische Bildersprache recht weit entwickelt, ja beinahe zu einer Art Schrift abstrahiert. Sie verstehen mit ihr zu kommunizieren. Es ist eine Tatsache, dass unsere Fähigkeiten, die Bildsprache zu

lesen, in der Regel nur gering ausgebildet ist. So etwa vermag ein Kunstkenner in einem Gemälde sehr viel mehr zu «lesen» als ein Laie. Photographie und Film haben für die Bildsprache eine neue, eigenständige Ästhetik entwickelt, die zumindest teilweise auch vom Fernsehen übernommen wurde. Der Medienforscher McLuhan beispielsweise prophezeit, dass diese Sprache zusammen mit dem Wort die heute geläufige Schrift verdrängen werde. Er sieht uns auf der Stufe zwischen dem «Gutenberg-Zeitalter» und der Epoche der elektronischen Medien.
– Das Fernsehen als nonverbales Kommunikationsmittel einzustufen ist grundsätzlich falsch. Es besteht vielmehr aus verbalen und nonverbalen Elementen, die im besten Fall zu einer neuen gesamtheitlichen Sprache verschmelzen. Tatsache ist, dass sich die verschiedenen Zuschauergruppen bei der Rezeption je nach ihren Fähigkeiten stärker auf das eine oder andere Element der Fernsehsprache konzentrieren. Qualitativ hochstehendes Fernsehen würde bedeuten, dass die Macher die Sprache der von ihnen angesprochenen Zielgruppe sprechen, so dass ein Optimum an Verständnis zwischen Sender und Empfänger entsteht. Es gibt nun aber Hinweise dafür, dass dieses Optimum an Übereinstimmung und Verständigung gar nicht das Ziel der Fernsehmacher ist, sondern dass sie den Hauch des Mysteriums, der dem Fernsehen anhaftet, bewahren wollen, weil sie sich davon mehr Attraktivität und wohl auch mehr Macht versprechen. Hier hat die Kritik einzusetzen.

Abschalten als einzige Möglichkeit?

Die Summe negativer Erfahrungen mit dem Fernsehen, welche sich zum Teil aus richtigen Beobachtungen und aus überprüfbaren Erfahrungen, andererseits aber aus unbelegten Behauptungen, vagen Vermutungen, aber auch offensichtlichen Missverständnissen ergibt, provoziert Marie Winn zu radikalen Schlussfolgerungen: Da Fernsehen die Gefahr in sich birgt, süchtig zu machen – und der Mensch offensichtlich zu schwach ist, mit dem Fernsehen vernünftig umzugehen –, bleibt nur eine Konsequenz: die Fernseh-Abstinenz. Wer bereits süchtig ist, unterzieht sich wie die Drogenabhängigen einer Entziehungskur. Abschalten als einzige Möglichkeit (und Hoffnung) zur Heilung einer fersehgeschädigten Nation? Radikale Lösungen erscheinen immer einleuchtend. Ihr Nachteil ist, dass sie sich kaum durchführen lassen – weder in Amerika noch hier. Weitaus schwieriger als die Propagierung der Fernseh-Abstinenz dürfte es sein, für einen vernünftigen Umgang mit dem Fernsehen zu plädieren. «Die Droge im Wohnzimmer» – so umstritten das Buch auch immer ist und so sehr man sich über seine Unzulänglichkeiten ärgern mag – weist dafür zwar keine Wege, könnte aber möglicherweise Impulse auslösen.
Angesprochen von dem Buch müssten sich vor allem die Programmverantwortlichen in den Fernsehanstalten fühlen, deren schlechteste Reaktion es wohl wäre, sich mit den Unzulänglichkeiten des Buches und den zweifellos nur bedingt übertragbaren «amerikanischen Verhältnissen» einen Schutzwall gegen die erhobene Kritik aufzubauen. Das Fernsehen bedarf auch bei uns einer Überprüfung. Bisher ist Fernsehen nach dem Prinzip *«Was ihr wollt»* gemacht worden; unter Beizug eines riesigen Publikumsbefragungs-Apparates, der Einschaltquoten und Fernsehgewohnheiten vermittelte, die das Programm mitbestimmten. Es ist eine bekannte Tatsache, dass dies zu einer Niveauzersetzung geführt hat. Der Grundsatz, nach dem heute Fernsehen gemacht werden müsste, lautet: *«Was ihr braucht.»* Ein Fernsehen der Willens- und Meinungsbildung, der starken, trendsetzenden Persönlichkeiten, ein Fernsehen, das nicht Schein-, sondern wirkliche Bedürfnisse erfüllen würde, Fernsehen als wahrhaftiges Kulturinstrument – kein Zweifel, dass so etwas auf Widerstand stossen würde, zumindest am Anfang. Allerdings: Der richtige Umgang mit dem Fernsehen muss vorerst dort gepflegt werden, wo Fernsehen entsteht – in den Anstalten, die ihre Zuschauer nun drei Jahrzehnte lang bevormundet und nichts dagegen unternommen haben, dass das Fernsehen in den Ruf kam, eine Droge zu sein.

Urs Jaeggi